Christian von Scheve

Emotionen und soziale Strukturen

Die affektiven Grundlagen
sozialer Ordnung

Emotionen und soziale Strukturen

Christian von Scheve, Dr. rer. pol., ist Juniorprofessor am Exzellenzcluster »Languages of Emotion« der FU Berlin.

© Campus Verlag GmbH

Christian von Scheve

Emotionen und soziale Strukturen

Die affektiven Grundlagen sozialer Ordnung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit Unterstützung der Johanna und Fritz Buch Gedächtnis-Stiftung, Hamburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-38911-0

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2009 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorbemerkung.....	7
1. Akteure, Emotionen und Gesellschaft.....	9
2. Strukturen und Emotionen: soziologische Perspektiven.....	20
2.1 Kognitive Grundlagen sozialer Ordnung.....	21
2.2 Emotionsforschung und Soziologie.....	35
2.2.1 Soziologie der Emotionen.....	38
2.2.2 Eine interdisziplinäre Sicht auf Emotionen.....	69
3. Sozial strukturierte Emotionen.....	79
3.1 Neurophysiologische Grundlagen der Emotionsentstehung.....	82
3.1.1 Das Affektsystem.....	89
3.1.2 Komplexe Emotionen.....	97
3.2 Kognitive Grundlagen der Emotionsentstehung.....	103
3.2.1 Kognitive Strukturen der Emotionsentstehung.....	111
3.2.2 Kognitive Prozesse der Emotionsentstehung.....	124
3.3 Soziale Strukturen des Empfindens.....	143
3.3.1 Emotionales Erinnern und neuronale Plastizität.....	145
3.3.2 Soziale Kognitionen und Repräsentationen.....	159
4. Emotional strukturiertes Handeln.....	178
4.1 Handlungsdeterminanten und Akteurmodelle.....	181
4.1.1 Grenzen der (begrenzten) rationalen Wahl.....	189
4.1.2 »Emotional »Man« revisited.....	196
4.2 Emotion, Kognition und Rationalität.....	202
4.2.1 Affektive Informationsverarbeitung.....	206
4.2.2 Somatische Marker.....	222

4.2.3 Emotionales Handeln	231
5. Emotional strukturierte Interaktionen	249
5.1 Expression und Kommunikation von Emotion.....	254
5.1.1 Enkodierung von Emotionsexpressionen.....	259
5.1.2 Dekodierung von Emotionsexpressionen.....	266
5.1.3 Emotionale Ansteckung.....	280
5.2 Emotionsregulation und soziale Kontrolle.....	288
5.2.1 Normierte Emotionen.....	291
5.2.2 Regulation von Emotion.....	296
5.2.3 Soziale Normen und emotionales Handeln	311
6. Schlussbetrachtung	331
6.1 Zusammenfassung	331
6.2 Ergebnisse	336
6.3 Diskussion und Ausblick	344
Literatur.....	354

Vorbemerkung

Dieses Buch ist eine überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im Herbst 2006 unter dem Titel »Emotionen und soziale Strukturen. Neuronale, kognitive und gesellschaftliche Wechselwirkungen« von der Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität Hamburg angenommen wurde. Die Arbeit wurde von vielen Seiten und auf vielfältige Weise unterstützt. Ich danke Herrn Prof. Dr. Rolf von Lüde für seine langjährige und umfassende Förderung und Betreuung, sowie Herrn Dr. Daniel Moldt für die freundschaftliche Begleitung und Herrn Prof. Dr. Rüdiger Valk für die institutionelle Unterstützung während der Anfangsphasen der Arbeit.

Besonderer Dank gilt Frau Prof. Dr. Birgitt Röttger-Rössler und Herrn Prof. Dr. Hans Joachim Markowitsch, die mir mit der Teilnahme an der Forschergruppe »Emotionen als bio-kulturelle Prozesse« am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld ein außergewöhnlich innovatives und inspirierendes Arbeitsumfeld geboten haben. Mein Dank gilt ebenso sämtlichen Mitgliedern der Forschergruppe, im Besonderen Herrn Prof. Dr. Sighard Neckel für seine spontane und vor allem fortwährende Unterstützung und Förderung.

Der Johanna und Fritz Buch Gedächtnis-Stiftung, Hamburg, danke ich für ihren großzügigen Druckkostenzuschuss.

Frau Antje Blumenthal sowie meine ehemaligen Kolleginnen Monika Blume und Karin Themann haben ebenfalls dazu beigetragen, dass ich meine Arbeit in dieser Form durchführen konnte. Iris von Scheve danke ich für die gewissenhafte redaktionelle Durchsicht des Manuskripts und für ihr Verständnis und ihre Unterstützung während der vergangenen Jahre.

Ohne die vielseitige Unterstützung meiner Eltern wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen – ihnen gilt mein ganz besonderer Dank.

Wien, im Sommer 2008

Christian von Scheve

1. Akteure, Emotionen und Gesellschaft

Menschen leben in Gesellschaft anderer Menschen. Sie bilden Gemeinschaften, Gruppen, und Organisationen, gehen persönliche Beziehungen miteinander ein, haben gemeinsame Ziele, Überzeugungen und Erinnerungen, kooperieren miteinander, arbeiten gegeneinander, lieben und hassen einander. Neugeborene finden nicht etwa eine Welt vor, die dem sprichwörtlichen »unbeschriebenen Blatt« gleich, sondern vielmehr einem Roman, in dem sie zwar die Protagonisten sind, der aber in weiten Teilen bereits geschrieben zu sein scheint, noch bevor sie die ersten Sätze sprechen können. Regeln sind aufgestellt, Verbote und Gebote ausgesprochen, Autoritäten vorhanden, Konventionen erlernt und Optionen oft Mangelware. Kurzum, die Möglichkeiten, den Rahmen und die Handlung dieses Romans selbst zu verändern, sind begrenzt. Die soziale Umwelt, in der Menschen aufwachsen, stellt sich je nach Betrachtungswinkel ganz unterschiedlich dar, aber selbst bei kleinem Winkel, unter dem sie relativ homogen erscheint, ist klar: Kein Mensch gleicht dem anderen, jeder besitzt ein eigenes Selbst mit eigenen Wünschen, Vorstellungen und Ansichten, die sich von denen der Mitmenschen mehr oder weniger unterscheiden.

Wie lassen sich diese Beobachtungen miteinander vereinbaren, dass Akteure einerseits in einer Gesellschaft situiert sind, die durch ihre Ordnung und Struktur nicht nur den Rahmen für das Handeln, sondern oft auch für ganze Lebensläufe setzt, und andererseits die Akteure doch so unterschiedliche individuelle Eigenschaften aufweisen, die sie einzigartig machen? Wie existiert also die Gesellschaft im Individuum und wie das Individuum in der Gesellschaft?

Wir bewegen uns geistig wie körperlich in einem eng geknüpften und verschachtelten Netz unterschiedlicher Formen der Vergesellschaftung, die auch diese Bewegungen selbst umfassen; dazu gehört die Familie genauso wie der Freundes- und Bekanntenkreis, die Clique, Kollegen und Vereinskameraden oder Menschen, von denen wir lediglich indirekt, etwa über

Medien, erfahren, zum Beispiel Politiker, Wissenschaftler oder Künstler. Durch jedwede Interaktion kommen wir in Berührung mit anderen Formen der Vergesellschaftung und deren speziellen Eigenschaften, so dass wir nur selten Teil einer einzigen Vergesellschaftungsform sind.

Wie sehr sich diese Formen unterscheiden können, wird deutlich, wenn sie sich überlagern und wir an ihren Schnittstellen oder in einer uns fremden Gesellschaftsform agieren müssen. Alfred Schütz (1972) hat Letzteres in seinem Aufsatz »Der Fremde« eindrucksvoll geschildert, die Ethnologie stellt dazu etliche imposante Fallstudien bereit und auch die Kulturwissenschaften beschreiben dieses Phänomen. Die erstgenannten Aspekte ließen sich mit Blick auf die Probleme, die in Gegenwartsgesellschaften beispielsweise bei der Heimarbeit, also der Überlagerung der Lebenswelten Familie und Beruf, auftreten, soziologisch gut illustrieren. Trotz der Spezifität der verschiedenen Vergesellschaftungsformen sind diese keineswegs statisch, sondern einerseits in hohem Maße dynamisch, andererseits aber so robust und kohärent, dass sie einer Vielzahl unterschiedlicher Handlungsstränge und Verhaltensmuster als Rahmen dienen.

Vor diesem Hintergrund sind die zentralen Fragen der Soziologie, wie sich Formen der Vergesellschaftung konstituieren, welche Dynamiken sie aufweisen und welche Rolle der Akteur, sowohl individuell als auch im Kollektiv, dabei spielt. Die Struktur einer Vergesellschaftungsform – eines sozialen Aggregats oder Systems – entsteht nicht aus dem Nichts, sie ist keine naturgegebene Tatsache (obgleich sie einzelnen Akteuren aufgrund ihrer begrenzten Lebensspanne so erscheinen mag), sondern Ergebnis des handelnden Zusammenwirkens einer Vielzahl von Akteuren. Andererseits stellen soziale Aggregate aber auch gleichzeitig die Bedingungen und Möglichkeiten dieses handelnden Zusammenwirkens dar, indem sie Qualitäten wie Normen, Regeln oder Konventionen aufweisen.

Diese Paradoxie, also die Beobachtung, dass ein Phänomen gleichzeitig Ursache und Wirkung ist, erinnert auf den ersten Blick an das »Henne und Ei«-Problem. Bei eingehender Betrachtung wird aber deutlich, dass es durchaus aufgelöst werden kann – die Soziologie und auch die Sozialpsychologie stellen dazu eine Vielzahl von Theorien und Modellen zur Verfügung. Fragen und Analysen zum Zusammenhang von individuellem Handeln und sozialen Strukturen sind innerhalb der Soziologie seit langer Zeit ein etablierter Forschungszweig, spätestens seit Adam Smiths (1776) prominenter These der »unsichtbaren Hand«. Etwa seit den 1980er Jahren werden sie in der Regel unter dem Begriff Mikro-Makro-Link subsumiert,

der sich vor allem im englischsprachigen Raum durchgesetzt hat (Alexander/Giesen 1987)¹. Zu Beginn fußte die Forschung zum Mikro-Makro-Link auf dichotomischen Annahmen über die Mikro- und Makroaspekte der sozialen Welt, das heißt über das individuelle Handeln und die gesellschaftlichen Strukturen. Diese dualistische Unterteilung der realen Welt ist mittlerweile einer Differenzierung und Verfeinerung gewichen, die sich zunehmend auf die analytische Ebene konzentriert und dabei die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen zum Gegenstand macht.

Die bisherige Kenntnis der Zusammenhänge von Sozialität und Individualität, von Handlung und sozialer Ordnung, von Selbst und Gesellschaft reicht aber trotz aller Bemühungen noch nicht aus, um soziale und subjekt-spezifische Phänomene wie zum Beispiel gesellschaftlichen Wandel, soziale Bewegungen, abweichendes Verhalten oder Kooperation und Solidarität abschließend erklären und verstehen zu können.

Dabei nimmt die Aktualität der genannten Fragen stetig zu. Selten zuvor wurde dem Verständnis dieser Phänomene eine größere Bedeutung beigemessen als heute und selten gab es mehr Quellen, die einen rasanten und globalen Wandel gesellschaftlicher Ordnungen mit weit reichenden Konsequenzen für die Psyche und das Bewusstsein der Menschen konstatieren. Um in dieser Hinsicht weitere Fortschritte erzielen zu können, müssen neue beziehungsweise weiterführende Methoden und Konzepte entwickelt werden, so dass sich die Zusammenhänge zwischen dem individuellen Akteur, den Strukturen und Qualitäten sozialer Aggregate und der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung besser erklären und verstehen lassen. Dabei wird der Erfolg dieser Entwicklungen davon abhängen, inwiefern sie nicht nur das eine in Abhängigkeit vom jeweils Anderen erklären können, sondern inwieweit sie in der Lage sind, auch die Wechselwirkungen zwischen den unterschiedlichen Ebenen zu erfassen und darzustellen.

Obwohl es sich bei den untersuchten Gegenstandsbereichen der Handlungen und Strukturen um zwei offensichtlich distinkte, aber doch interagierende Kategorien handelt, die aus wissenschaftshistorischen Gründen vorrangig von unterschiedlichen Disziplinen, nämlich der Soziologie und der Psychologie untersucht werden, hat sich die Soziologie bislang überaus zurückhaltend gegenüber den Ergebnissen der Psychologie gezeigt, obgleich diese zumindest einen Teil der angesprochenen Wechselwirkungen

¹ Forschung zum Mikro-Makro-Link findet sich auch unter dem Schlagwort »self-society dynamic« (vgl. Howard 1991).

gut abdeckt. Andererseits gehen von der Psychologie auch kaum Verweise in Richtung Soziologie aus – ein Umstand, der ohne Zweifel auf die divergierenden Erkenntnisinteressen beider Disziplinen zurückgeführt werden kann. Obgleich von (sozial)psychologischer wie soziologischer Seite mehrfach auf die Synergieeffekte einer interdisziplinären Zusammenarbeit hingewiesen wurde, blieb die Rezeption innerhalb der jeweiligen Disziplinen bislang vergleichsweise zurückhaltend (Nolte 1994; Giesen/Schmid 1977). Aus diesen Gründen stehen verschiedene sozialpsychologische und soziologische Konzepte zur Erklärung sozialen Handelns und Verhaltens noch immer weitgehend unvereint nebeneinander.

Generell konzentriert sich die Sozialpsychologie auf die Eigenschaften einzelner oder einiger weniger Akteure, deren Persönlichkeit, Motivation, Kognitionen und Emotionen, um Rückschlüsse auf soziales Verhalten und dessen Auswirkungen auf andere Akteure ziehen zu können. Die Soziologie hingegen untersucht das allgemeine, idealtypische Akteurshandeln und dessen soziale Ursachen und Wirkungen und fasst Sozialität in diesem Zusammenhang deutlich weiter: Als Ursache und Wirkungsbereich des Handelns sind die Sozialstruktur und die Stratifikation einer Gesellschaft, die Eigenschaften und Strukturen größerer sozialer Aggregate, ökonomische Rahmenbedingungen, Austauschprozesse oder Ressourcenallokationen von Interesse. Dabei stehen nicht in erster Linie das Handeln Einzelner und dessen individuelle Bedingungen im Vordergrund, sondern solche Handlungen, die von einer größeren Anzahl von Akteuren regelmäßig und strukturwirksam ausgeführt werden.

Ein Vergleich der beiden Disziplinen, die für sich in Anspruch nehmen, »das Soziale« im weitesten Sinne zu erforschen, wirft im Hinblick auf das Spannungsfeld von Handlungen und Strukturen vor allem zwei Fragen auf: Inwieweit werden diejenigen Determinanten des Handelns, die als besonders individuell und fest im Akteur verankert gelten, von den Struktureigenschaften der sozialen Umwelt beeinflusst und geprägt? Und wie wirken diese Determinanten derart auf das soziale Handeln und Verhalten, dass sie strukturdynamische Effekte in der sozialen Umwelt hervorrufen?

Bislang wurden die in der Sozialpsychologie relevanten Grundlagen menschlichen Verhaltens aus soziologischen Betrachtungen weitgehend ausgeschlossen, da sich die soziologische Handlungsdefinition seit Max Weber (1922) vor allem auf intentionales Handeln beschränkt, also auf ein Handeln, dem eine mehr oder weniger bewusste Entscheidung des Akteurs zwischen mehreren Handlungsalternativen zu Grunde liegt. Damit rücken

solche Handlungsmotive in den Hintergrund, die unbewusst und unwillkürlich, also dem Akteur nicht reflexiv zugänglich sind. Weber hatte argumentiert, dass die Intentionalität – der subjektiv gemeinte Sinn – der entscheidende differenzierende Faktor zwischen menschlichem Handeln und tierischem Verhalten sei. In der Konsequenz bedeutet diese Sicht auf die Grundlagen sozial wirksamen Handelns, dass vor allem durch die Intention, das heißt den Willensakt, eine Verbindung zwischen der Gesellschaft und dem Individuum hergestellt werden kann. Intention bedeutet aber notwendigerweise auch die bewusste Bezugnahme auf und das Wissen über bestimmte Rahmenbedingungen des Handelns, seien dies nun Rationalitätserwägungen oder soziale Normen.

Was aber, wenn auch zwischen dem nicht-intentionalen, unwillkürlichen Handeln und sozialen Strukturen eine wirkungsvolle bidirektionale Verbindung bestünde?

Weber wie auch die ihm nachfolgenden Soziologen haben großen Wert auf das Konzept des freien Willens und die Annahme der Rationalitätsbestimmtheit oder der Normorientierung, also die kognitiven Aspekte des Handelns gelegt, um die Wechselwirkungen zwischen sozialem Handeln und sozialen Strukturen erklären zu können. Wie aber ließen sich unter diesen Voraussetzungen soziale Strukturen etwa in Verbänden anderer höherer Säugetiere, die nicht über die Fähigkeit zum bewussten Handeln verfügen, erklären, die durchaus mit basalen Strukturen menschlicher Sozialität vergleichbar sind?

Die Engführung soziologischer Erklärungen auf die intentionale Gerichtetheit des Handelns ist wiederholt andernorts in Frage gestellt worden. Sie hat zu einer Reihe alternativer Ansätze geführt, die eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf die von der Soziologie bislang weniger beachteten Grundlagen des menschlichen Handelns richten und deren Unbewusstheit und Automatizität hervorheben. Umso mehr erscheint es notwendig, eine tief greifende interdisziplinäre Kooperation mit solchen Disziplinen anzustreben, die sich seit jeher ausgiebig mit eben diesen Grundlagen befassen.

Vor diesem Hintergrund bewegen sich einige der in Frage kommenden Disziplinen seit einiger Zeit auf die Sozialwissenschaften zu und lassen zum Teil ausdrückliche Kooperationsangebote erkennen. Etwa seit den 1990er Jahren sind in verschiedenen Wissenschaftszweigen deutliche Bestrebungen zu beobachten, den fundamental sozialen Charakter des menschlichen Daseins zu erforschen. Damit stoßen diese Disziplinen in Bereiche vor, die bis dahin zum originären und meist exklusiven For-

schungsgebiet der Soziologie und der Sozialpsychologie zählten. Das Attribut »sozial« als Präfix zur eigentlichen Bezeichnung der Disziplin wird in diesem Zusammenhang sowohl im angelsächsischen als auch im deutschen Sprachraum geradezu inflationär gebraucht: Soziale Kognitionswissenschaft oder *Social Neuroscience* sind nur zwei Beispiele, die den klassischen Bezeichnungen »Soziobiologie« oder »Sozialpsychologie« nachfolgen. Verbunden mit dieser Entwicklung ist im Zusammenhang mit der »Natur versus Kultur« Debatte eine generelle diskursive Annäherung von Natur- und Sozialwissenschaften in Bereichen zu verzeichnen, die sich ganz allgemein der Erforschung der Natur und Kultur des menschlichen Verhaltens widmen (Lemke 2007; Mayntz 2007; Reichertz/Zaboura 2006).

Zu den Disziplinen, die sich diesbezüglich durch eine bemerkenswerte Aktivität auszeichnen, zählen die Neuro- und Kognitionswissenschaften. Aus ihnen, aber auch aus der Psychologie und der Soziologie, sind in der Vergangenheit robuste und weithin beachtete Ergebnisse hervorgegangen, die Hinweise darauf liefern, dass ganz besonders ein Faktor – der bisher im Vergleich mit anderen Determinanten menschlichen Verhaltens als in besonderem Maße individuell angesehen wurde – eine maßgebliche Rolle als Vermittlungsinstanz zwischen individuellem Handeln und sozialen Strukturen einnehmen könnte: *Emotionen*.

Folgt man einem Alltagsverständnis von Emotionen, liegt die Vermutung nahe, dass Emotionen ausschließlich in den Gegenstandsbereich der Psychologie fallen, da sie weithin als die urpersönlichste und subjektivste Komponente des menschlichen Seins gelten. Bei eingehender Betrachtung kann hingegen gezeigt werden, dass Emotionen auch durchaus sinnvoll und gewinnbringend aus soziologischer Perspektive analysiert werden können – ja sogar müssen –, um nicht nur zu einem umfassenderen Verständnis des Phänomens Emotion zu gelangen, sondern auch um die Bedeutung der Emotionen für das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft besser zu verstehen.

Erste Andeutungen dazu sind bereits bei soziologischen Klassikern wie Vilfredo Pareto, Emile Durkheim oder Georg Simmel zu finden, um nur einige zu nennen. Ohne eine umfassende Konzeptualisierung der Emotionen aus soziologischer Perspektive zu erarbeiten, zeigen sie doch ansatzweise die Bedeutung der Emotionen in Bezug auf individuelle und gesellschaftliche Phänomene. Auch bei modernen Sozialtheoretikern wie Pierre Bourdieu (1987/1993), Randall Collins (1975), Norbert Elias (1976) oder Anthony Giddens (1984) finden sich deutliche Hinweise auf die Rolle von

Emotionen in der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung, ohne dass diese aber in einer umfassenden Theorie kumulieren würden.

Webers (1922) Abqualifizierung des »affektuellen Handelns« als ein Handeln, das für die soziologische Analyse ohne größere Bedeutung sei, kann als paradigmatisch für die Soziologie der folgenden Jahrzehnte angesehen werden. Weber vertrat die Ansicht, dass der primäre Gegenstandsbereich der Soziologie das *geordnete* Zusammenleben der Menschen sei und dass das »affektuelle Handeln«, also das Handeln aus einer Emotion heraus, dazu keinen Beitrag leisten, sondern im Gegenteil zur Instabilität sozialer Ordnung beitragen würde. Im Gegensatz dazu soll diese Arbeit das Verständnis befördern, dass die unter anderem durch Weber geprägte Marginalisierung der Emotionen nicht nur auf falschen Prämissen beruht, sondern auch wesentliches Erklärungs- und Deutungspotenzial für die moderne Soziologie verspielt.

Nachdem Emotionen in Webers Folge lange Zeit eine Residualkategorie soziologischer Forschung blieben, stellt die Soziologie der Emotionen seit etwa zwei Jahrzehnten eine sich rasch weiterentwickelnde Forschungsrichtung dar. Die Zahl der Ergebnisse ist zwar nach wie vor überschaubar, die Arbeiten haben aber verdeutlicht, welches Potenzial der Emotionsforschung gerade unter soziologischen Gesichtspunkten beizumessen ist, sowohl im Hinblick auf eine allgemeine Theorie der Emotionen als auch mit Blick auf die Bedeutung der Emotionen für originär soziologische Fragestellungen.

Bis auf wenige Ausnahmen² versäumen jedoch viele emotionssoziologische Arbeiten, ihre Ausführungen anhand der großen Anzahl theoretisch fundierter und zum Teil empirisch validierter Ergebnisse anderer Disziplinen, wie beispielsweise der Neurowissenschaften oder der Psychologie, zu stützen. Dieses Defizit führt dazu, dass ein Großteil des Wissens über Emotionen bisher nur in sehr begrenztem Umfang Eingang in die emotionssoziologische Theoriebildung findet. Eine Konsequenz ist, dass allgemeine emotionssoziologische Theorieansätze zumeist nur geringfügig anschlussfähig an Theorien und empirische Ergebnisse anderer Disziplinen sind und daher ihre Erklärungsmächtigkeit in Bezug auf soziologische Kernprobleme wichtiges Potenzial einbüßt.

Dabei muss jedoch erwähnt werden, dass ein Teil der angesprochenen Ergebnisse den frühen Emotionssoziologen Anfang der 1980er Jahre noch

² Zu diesen Ausnahmen zählen zum Beispiel Autoren wie Jack Barbalet (1998), Jon Elster (1999), Rainer Schützeichel (2008) und Jonathan Turner (1999a/2007).

nicht zur Verfügung stand. Die betreffenden Ergebnisse sind vor allem auf den technischen und methodischen Fortschritt im Bereich medizinisch-diagnostischer Systeme, insbesondere bildgebender Verfahren wie der Positronen-Emissions-Tomografie (PET) oder der funktionellen Magnet-Resonanz-Tomografie (fMRT), zurückzuführen, die gegen Ende der 1970er Jahre neue Möglichkeiten der Echtzeitdiagnostik und der quantitativen Analyse von Emotionen eröffneten.

Die vorliegende Arbeit nimmt sich deshalb dieser Probleme der soziologischen (Emotions-) Forschung an. Sie soll die Hypothese prüfen, dass Emotionen eine wichtige – wenn nicht sogar die zentrale – Rolle im Geflecht von individuellem Handeln und sozialen Strukturen spielen. Diese These mag zunächst paradox erscheinen, da Emotionen im Alltagsverständnis geradezu stellvertretend für alles Individuelle, Unregelmäßige, Spontane und Disruptive stehen. Nicht zuletzt die Ergebnisse der erwähnten Disziplinen machen aber deutlich, dass diese Annahme nicht uneingeschränkt haltbar ist – im Gegenteil: Emotionen, so die These, haben einen maßgeblichen Anteil am alltäglichen, regelmäßigen und kollektiven Handeln der Akteure und bestimmen auf diese Weise entscheidend die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung und damit das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft.

Vor diesem Hintergrund sollen Emotionen konzeptionell und funktional als *bidirektionale Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur* untersucht werden. Einerseits soll dabei ihre sozialtheoretische Bedeutung für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung – also den Mikro-Makro-Link – herausgearbeitet werden, andererseits sollen auch neue emotionstheoretische Erkenntnisse gewonnen werden. Emotionen werden dementsprechend sowohl als Explanans als auch als Explanandum untersucht. Auf der einen Seite sollen Emotionen dazu beitragen, Handlungen und daraus resultierende Strukturdynamiken zu erklären, auf der anderen Seite dienen soziale Strukturen wiederum als eine Erklärungsgrundlage für die Entstehung von Emotionen.

Die Analyse vollzieht sich in drei grundlegenden Schritten. Zunächst wird im ersten Schritt der Frage nachgegangen, wie die sozial strukturierte Umwelt die Emotionen der Akteure prägt und die Emotionsentstehung strukturiert, so dass die Hypothese untermauert werden kann, dass in bestimmten sozialstrukturellen Zusammenhängen affektive und emotionale Reaktionen nicht arbiträr verteilt sind, sondern bis zu einem gewissen Grad ursächlich von den sozialen Strukturen abhängen und diese widerspiegeln.

Der zweite und dritte Schritt bestehen darin, zu untersuchen, wie diese sozial strukturierten Emotionen wiederum struktur-dynamische Effekte in größeren sozialen Zusammenhängen hervorrufen können. Angenommen wird, dass diese Effekte vor allem in den Handlungen und den sozialen Interaktionen der Akteure zu finden sind, so dass die Analyse sich im zweiten Schritt auf die Rolle von Emotionen im Handeln konzentriert und im dritten Schritt ihre Bedeutung in der sozialen Interaktion untersucht.

Um den Bogen von der sozialen Strukturierung der Emotionen hin zur Strukturierung des Sozialen durch Emotionen zu spannen, ist es unerlässlich, inter- beziehungsweise transdisziplinär zu forschen. Hierbei ausschließlich soziologisch oder sozialpsychologisch argumentieren zu wollen, kann gerade angesichts der Fülle und Differenziertheit vorhandener Paradigmen und Theorien nur zu unzureichenden und lückenhaften Ergebnissen führen. Vor allem Ergebnisse aus den Neuro- und Kognitionswissenschaften, der Sozialpsychologie und natürlich der Soziologie ermöglichen dabei eine tief greifende und ausführliche Bearbeitung der beiden Untersuchungsschritte.

Mit Blick auf die Heterogenität der Forschungslage und der unterschiedlichen disziplinären Traditionen können die zentralen Fragen nur dann zufrieden stellend beantwortet werden, wenn es gelingt, die Perspektiven der einzelnen Disziplinen in einer integrierenden Betrachtung zu zusammenzuführen. Um dies zu ermöglichen, wird im Sinne der »entdeckenden Sozialforschung« die qualitativ-heuristische Analyse als Methode verwendet, die unter anderem ermöglicht, Theorien auf Gemeinsamkeiten und Differenzen hin zu untersuchen, um so blinde Flecken einzelner Theorien oder Theoriebereiche durch Aussagen und Ergebnisse anderer Theorien und Disziplinen zu erhellen (Abbott 2004; Kleinig 1994). Das Ziel der Arbeit besteht dementsprechend auch in der Integration verschiedener Sichtweisen auf Emotionen mit ausgeprägt soziologischer Erklärungsmächtigkeit. Die Arbeit gliedert sich wie folgt:

Kapitel zwei gibt zunächst einen kurzen Überblick über soziologische, insbesondere mikrofundierte Annäherungen an den Mikro-Makro-Link, um damit auch einen geeigneten Rahmen für die folgende, überwiegend emotionstheoretische Untersuchung zu erarbeiten und sie im Problemfeld der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zu verankern. Die anschließende Vorstellung der Soziologie der Emotionen konzentriert sich neben den gegenwärtigen Debatten vor allem auf aktuelle sozialstrukturelle Emotionstheorien, die einen Grundstein und Referenzpunkt für die wei-

tere Analyse bilden. Anschließend wird auf Basis von Emotionstheorien unterschiedlicher disziplinärer Herkunft eine Arbeitsdefinition sowie eine der Analyse angemessene Perspektive auf Emotionen und Affekte entwickelt.

Kapitel drei widmet sich eingehend dem ersten Schritt der Untersuchung und geht der Frage nach, auf welche Weise und in welchem Umfang die Entstehung von Emotionen durch die soziale Umwelt strukturiert wird. Der erste Teil des Kapitels stellt die neurophysiologischen, der zweite Teil die kognitiven Grundlagen der Emotionsentstehung dar. Dabei wird im Hinblick auf die nachfolgenden Kapitel besonderer Wert auf das Problem der Differenzierung zwischen der bewussten und unbewussten sowie der basalen und komplexen Emotionsentstehung gelegt. Im dritten Teil des Kapitels wird die prinzipielle Offenheit dieser Grundlagen der Emotionsentstehung für die strukturierenden Einflüsse und Prägungen des Sozialen herausgearbeitet, so dass letztendlich ein Bild der *sozialen Strukturierung der Emotionen* entsteht.

Kapitel vier greift im zweiten Schritt diese Strukturierung im Hinblick auf das Handeln und Entscheiden der Akteure auf. Im ersten Abschnitt werden zunächst klassische soziologische Konzeptionen und Determinanten des Handelns sowie entsprechende Akteurmodelle skizziert, die neben Normen und Rationalität zum Teil auch Emotionen berücksichtigen. Im Anschluss daran wird mit Blick auf die in Kapitel drei erarbeiteten Ergebnisse der Einfluss von (sozial strukturierten) Emotionen auf die Determinanten des Handelns und damit auch auf das Handeln selbst herausgearbeitet. Als Resultat entsteht das Konzept des *emotionalen Handelns* als ein Alltagshandeln, das (unter anderem) von sozial strukturierten Emotionen deutlich geprägt ist und das aus diesem Grund maßgeblich zur Reproduktion derjenigen sozialen Strukturen beiträgt, die sich in der Emotionsentstehung wiederfinden.

Kapitel fünf geht im dritten Schritt der Frage nach, wie (sozial strukturierte) Emotionen zur Strukturierung sozialer Interaktionen beitragen. Dazu werden im ersten Teil des Kapitels die Expression von Emotionen sowie die Wahrnehmung dieser Expressionen durch andere Akteure näher untersucht. Der zweite Teil entwickelt auf der Grundlage sozialer Normen ein doppeltes Bild der *emotionsbasierten sozialen Kontrolle*, die sich zum einen in der Normierung und Regulierung von Emotionen ausdrückt und zum anderen in der Funktion von Emotionen bei der Durchsetzung und Aufrechterhaltung sozialer Normen. Beide Aspekte sind ein wichtiger Be-

standteil der gesellschaftlichen Kontrolle sozial strukturierter Emotionen, Handlungen und Interaktionen und tragen auf diese Weise maßgeblich zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung bei.

Kapitel sechs fasst schließlich die Ergebnisse der vorangegangenen drei Kapitel zusammen, hebt mögliche Schwachstellen der Argumentation sowie offene Fragen hervor und gibt einen Ausblick auf zukünftige Arbeiten.

2. Strukturen und Emotionen: soziologische Perspektiven

Aufgrund des Vorhabens, Emotionen als bidirektionale Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur zu untersuchen, ist es einerseits notwendig, soziologische Paradigmen und Konzepte zur Erklärung des Zusammenwirkens von Handlung und Struktur und zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zu überblicken, auf deren Grundlage die weitere interdisziplinäre emotionstheoretische Untersuchung erfolgen kann (Mikro-Makro-Fokus). Andererseits bedarf die aktuelle soziologische Emotionsforschung einer kritischen Würdigung, so dass die darin bereits vorhandenen Bezüge zum Mikro-Makro-Link deutlich hervorgehoben werden können (emotionstheoretischer Fokus). Auf diese Weise kann bereits bei der Skizzierung aktueller soziologischer Forschung ohne den expliziten Rückgriff auf Emotionstheorien anderer Disziplinen das Potenzial von Emotionen in Bezug auf die Verbindung von individuellem Handeln und sozialen Strukturen hervorgehoben werden.

Mikrofundierte, kognitiv-wissenssoziologisch orientierte Arbeiten zum Mikro-Makro-Link legen den Grundstein für die im weiteren Verlauf herzustellen Querbezüge zwischen sozialen, kognitiven und emotionalen Strukturen. Da die Soziologie der Emotionen eine vergleichsweise junge Forschungsrichtung ist, werden emotionssoziologische Ansätze und Theorien vergleichsweise detailliert dargestellt, wobei der Schwerpunkt auf solchen Theorien liegt, die einen ausgeprägt sozialstrukturellen Erklärungsanspruch verfolgen.

Auf die separate theoriegeschichtliche Darstellung des emotionsrelevanten Forschungsstands in den Neuro- und Kognitionswissenschaften und der Psychologie kann hier vor allem deshalb verzichtet werden, weil sich die zu erwartenden Ergebnisse in erster Linie auf soziologische Problembereiche konzentrieren, so dass eine Anbindung an die Forschungs- und Theorietradition anderer Disziplinen – zumindest an dieser Stelle – nicht notwendig erscheint.

Umso mehr ist jedoch eine grundlegende interdisziplinäre Arbeitsdefinition von Emotionen erforderlich, die den verschiedenen Analyseebenen und Disziplinen gerecht werden kann und den vielfältigen sozialen Funktionen von Emotion Rechnung trägt. Eine solche Arbeitsdefinition, die den Abschluss dieses Kapitels bildet, muss sowohl für die folgende Untersuchung der Emotionsentstehung als auch für die Rolle von Emotionen im Handeln und in der sozialen Interaktion sowie für Aspekte der sozialen Kontrolle tragfähig sein.

2.1 Kognitive Grundlagen sozialer Ordnung

Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft ist seit jeher originäres Anliegen soziologischer Forschung. Die Frage, wie die Handlungen einzelner Akteure soziale Strukturen einer höheren Aggregationsebene produzieren und reproduzieren, durch die sie gleichzeitig reglementiert werden, ist auch als »Heiliger Gral« der Sozialwissenschaften bezeichnet worden (DiMaggio 1991: 76). Die Beziehung zwischen »mikro« und »makro«, zwischen dem Teil und dem Ganzen, kann als ein universales Problem der Analyse von Vergesellschaftung und Sozialität bezeichnet werden, ganz unabhängig davon, wie die unterschiedlichen Ebenen letztlich konzeptualisiert werden und ob beziehungsweise welche Wechselwirkungen zwischen ihnen angenommen werden, denn »[w]henever a smaller social unit has to take account of or use information about a social unit of substantially larger extension or duration [...], this problem appears« (Gerstein 1987: 93f).

Vor diesem Hintergrund unterscheiden sich die Herangehensweisen zur Lösung sozialer Probleme und Zusammenhänge maßgeblich voneinander und haben zu einer deutlich sichtbaren Spaltung der Disziplin in Mikro- und Makrosoziologien geführt, die sich mittlerweile jedoch merklich aufeinander zu bewegen. So wird einerseits versucht, soziale Ordnung durch spezifische Eigenschaften und strukturelle Qualitäten der Makroebene allein zu erklären, ohne dass dabei ein Modell des Akteurshandelns in Betracht gezogen wird. Diese als Strukturfunktionalismus beziehungsweise methodologischer Holismus bekannte Perspektive betrachtet Instanzen (etwa Normen) und Eigenschaften (etwa Ressourcenallokationen) ei-

nes strukturierten sozialen Systems als dominante und einzig erklärungskräftige Größen in Bezug auf die Beschaffenheit der Makroebene.

Das andere Ende dieses Kontinuums stellen Ansätze dar, die sich lediglich auf den individuellen (idealtypischen) Akteur und dessen Eigenschaften konzentrieren, um so über sein soziales Handeln Aussagen über größere soziale Zusammenhänge und die Entstehung sozialer Ordnung treffen zu können. Diese Perspektive ist als Voluntarismus oder methodologischer Individualismus bekannt (Cook 1991; Hechter 1991). Neben der Mikro- und Makroebene wird oft noch ein dritte, die Mesoebene der sozialen Institution oder Organisation postuliert. Häufig werden auch die Strukturen bestimmter Ebenen als eigenständige Analyseebenen betrachtet (vgl. Alexander/Giesen 1987; DiMaggio 1991; Lawler u. a. 1993; Turner 2002/2003; Wiley 1988).

Verlässt man jedoch diese dualistische Auffassung von Handlung und Struktur, von Mikro- und Makroebene, und konzentriert sich stattdessen auf die Wechselwirkungen zwischen den Ebenen, dann lassen sich auch Aussagen über eine Ebene in Abhängigkeit der jeweils anderen Ebenen treffen: So können von spezifischen Eigenschaften der Makroebene ausgehend Aussagen über die Mikroebene getroffen werden, also Rückschlüsse vom Ganzen auf das Einzelne gezogen werden. Gleichzeitig können dabei auch Aussagen über die Makroebene getroffen werden, in dem man von den Grundlagen des Akteurshandelns (wiederum in Abhängigkeit der Makroebene), also vom idealtypischen Akteur ausgehend, Aussagen über das Ganze trifft (vgl. Knorr-Cetina 1981).

Vor diesem integrativen Hintergrund hat sich in den vergangenen Jahrzehnten vor allem in der US-amerikanischen Soziologie eine Fokussierung auf Theorien abgezeichnet, die sich mit sozialen Mikroprozessen wie zum Beispiel Face-to-Face-Interaktionen, Alltagshandeln und der alltäglichen Routinisierung, Kategorisierung und Klassifizierung befassen, ohne dabei aber den makroskopischen Erklärungsanspruch aus den Augen zu verlieren. Diese Arbeiten zeichnen sich vor allem durch eine Abkehr von der normativen Auffassung sozialer Ordnung hin zu einer *kognitiven* Auffassung derselben aus und beschreiten einen Mittelweg zwischen methodologischem Individualismus und Kollektivismus, den Karin Knorr-Cetina als »methodologischen Situationalismus« bezeichnet (Knorr-Cetina 1981: 2). Entsprechend zentral ist dabei auch ein elaboriertes Modell des Akteurshandelns, ohne das sich keine brauchbaren Aussagen über die Wirkungen sozialer Strukturen auf das Handeln der Akteure treffen ließen:

»Without some highly elaborated model of individual behavior [...] sociologists cannot properly understand the behavioral consequences of different social structures; such an understanding requires the establishment of a link between structural constraints and individual dispositions« (Hechter 1987: 186; zit. nach Cook 1991: 30).

Dieser Ansatz, der sich prinzipiell auch in Colemans (1991) oder Essers (1996) strukturtheoretischem Individualismus wiederfindet, soll im Folgenden vor dem Hintergrund der kognitiven Soziologie weiter erläutert und als Grundlage für die bevorstehende emotionstheoretische Untersuchung aufbereitet werden, so dass deren Ergebnisse auf soziologisch aussagekräftige Modelle bezogen werden und damit besser zur Untermauerung der formulierten Hypothese beitragen können.

Knorr-Cetina (1981) konstatiert in der Einleitung zu ihrem mittlerweile klassischen Sammelband zur Integration von Mikro- und Makrosoziologien einen Boom mikrosoziologischer Theorien seit den 1960er Jahren. Zu diesen Theorien, die als Herausforderung klassischer makrosoziologischer Ansätze verstanden werden können, zählen beispielsweise die Ethnomethodologie, der symbolische Interaktionismus, die Phänomenologie oder die kognitive Soziologie. Diesen Ansätzen sei in Bezug auf das Mikro-Makro-Problem in weiten Teilen gemein, dass sie eine Abwendung von normativen Modellen sozialer Ordnung – wie sie etwa das Akteurmodell des Homo Sociologicus widerspiegelt – zugunsten einer kognitiven sozialen Ordnung postulieren, ohne dabei jedoch das Mikro-Makro-Problem gezielt anzusprechen (Knorr-Cetina 1981: 2). Dieser *cognitive turn* der Soziologie stellt eine Abkehr von Durkheims Verständnis normativ-moralischer Verpflichtungen als *externer* sozialer Institutionen sowie von Parsons' Internalisierungsmodell dar, das zwar die interne im Gegensatz zur externen Kontrolle hervorhebt, das Handeln aber letztlich auch als Ausführung etablierter normativer Muster versteht.

Diese Abkehr vollzieht sich zu Gunsten von akteursinhärenten Phänomenen, wie zum Beispiel der Sprache und anderer kognitiver Prozesse, die eine zentrale Rolle in der Repräsentation und Interpretation normativer Obligationen spielen. Dabei sind in Bezug auf das Handeln und Verhalten vor allem die *impliziten Wissensvorräte* der Akteure von Bedeutung: »participants act in terms of tacit knowledge and rules which they know how to apply in specific situations, but which they may not be able to explicate« (Knorr-Cetina 1981: 4). Der maßgebliche Unterschied zu normativen Perspektiven sozialer Ordnungsbildung lässt sich auch im Vergleich zur Spra-

che verdeutlichen: Wie auch die Syntax einer sprachlichen Grammatik nicht bewusst erlernt wird, werden auch die Handlungs- und Verhaltensweisen einer Gesellschaft großenteils nicht bewusst erlernt, sondern sind Teil einer »kognitiven Tiefenstruktur«, die im Zuge der Sozialisation internalisiert wird. Diese Handlungs- und Verhaltensweisen sind im Gegensatz etwa zu Gesetzen und legalen Normen nicht explizit kodifiziert, so dass eine Abweichung von diesen Regeln auch auf andere Weise sanktioniert wird.

Zwar handelt es sich bei kognitiven Tiefenstrukturen, die dem Handeln und Verhalten zu Grunde liegen, nicht um formale syntaktische Strukturen der Sprachkompetenz, sondern um (Wissens-)Systeme der Sinn- und Bedeutungszuschreibung, die um einiges variabler, flexibler und wandelbarer sind als formale Semantiken. Wie die weiteren Kapitel aber noch zeigen, lassen sich in Bezug auf diese kognitiven »Sinnstrukturen« insbesondere auf der Ebene der neuronalen Repräsentation durchaus Mechanismen feststellen, die – besonders in Verbindung mit Affekten und Emotionen – einer Fixierung und Prägung ähnlich der der sprachlichen recht nahe kommen. Durch diese hervorgehobene Bedeutung der Kognitionen lässt sich dann eine alternative oder zumindest abgewandelte Sicht auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung einnehmen:

»Instead of a society integrated by common values and moral constraints, it is the *cognitive order of sense making and describing* which emerges from microscopic studies of social life. [...] In a sense, the problem of social order is redefined by turning the traditional approach to social order on its head. Social Order is not that which holds society together by somehow controlling individual wills, but that which comes about in the mundane but relentless transactions of these wills. The problem of social order has not only turned into a problem of cognitive order; it has also turned from a macro-level problem to a *micro-problem* of social action« (Knorr-Cetina 1981: 7; Hervorh. im Original).

Vor diesem Hintergrund kann das Ziel der Arbeit auch alternativ formuliert werden: nämlich zu zeigen, dass es sich nicht nur um eine kognitive Ordnung von Sinnzuschreibung und Bedeutungsstiftung handelt, sondern ebenso um eine emotionale. Strenger kann formuliert werden, dass eine solche kognitive Ordnung ohne eine entsprechende affektiv-emotionale Ordnung empirisch nicht existieren und im Sinne des kognitiven Ansatzes funktionieren kann. Um dies zu zeigen, muss nicht notwendigerweise eine streng methodologisch-individualistische Sicht eingenommen werden, wie sie zum Beispiel dem Homo Oeconomicus zu Grunde liegt. Der von

Knorr-Cetina (1981) favorisierte »methodologische Situationalismus«, der neben dem individuellen Akteur auch auf die soziale Situation beziehungsweise Interaktion verweist, eignet sich dazu deutlich besser.

Bewegt man sich auf der Ebene des Individuums und dessen kognitiver Kompetenzen und sozialen Wissensvorräte, kommt man nicht umhin, Position auch zu den *Kognitionswissenschaften* zu beziehen, die sich entsprechend des *cognitive turn* der Soziologie etwa seit den 1960er Jahren ausführlich mit den computationalen und repräsentationalen Kapazitäten des Geistes und der entsprechenden strukturellen sowie funktionalen Repräsentation dieser Kapazitäten – unter anderem auch auf neuronaler Ebene – befassen (Heckathorn 1989: 97). Eine Annäherung der Soziologie an die Kognitionswissenschaften kann im deutschsprachigen Raum bislang kaum (vgl. Reichertz/Zaboura 2006), im englischsprachigen Raum auch erst seit wenigen Jahren beobachtet werden (vgl. S. P. Turner 2002), wobei die Kognitionswissenschaften sich ihrem Selbstverständnis nach seit jeher als eine Disziplin übergreifende Initiative verstehen, die neben neurowissenschaftlichen, informatischen oder psychologischen auch soziologische und anthropologische Perspektiven umfasst.

Knorr-Cetina (1981) sieht diese Zurückhaltung von soziologischer Seite vor allem darin begründet, dass ein Großteil der Soziologen nach wie vor das *sinnhafte intentionale Handeln* nach Weberscher Auffassung als kleinste Analyseeinheit ihrer Disziplin betrachten, aus der – sofern man der dargestellten Mikrosichtweise folgt – soziale Strukturen und Ordnungsbildungsprozesse entstehen. Eine Beschränkung auf das sinnhafte soziale Handeln als kleinste Analyseeinheit erscheint Knorr-Cetina aber bereits 1981 – also lange vor dem Boom, den die Neuro- und Kognitionswissenschaften durch das Aufkommen neuer, insbesondere bildgebender Methoden erfahren haben – als unangemessene Einschränkung des soziologischen Aktionsradius.

Schon in den 1980er Jahren hat sich gezeigt, dass auch diese »kleinste Einheit« soziologischer Analyse weiter zerlegt werden kann, und zwar in soziologisch sinnvolle und erklärungs mächtige Einheiten, wie zum Beispiel die im weiteren Verlauf eingehend dargestellten Schemas, Skripte und assoziativen Netzwerke. Diese Konzepte zeigen, dass (nonverbale) soziale Strukturen auch jenseits der heute etwa von Jürgen Habermas (2006) ulti-

mativ geforderten sprachlichen Akte und Strukturen existieren (Knorr-Cetina 1981: 29)³.

Für einige Autoren liegt diese »Mikro-Grenze« auch nicht unbedingt im Bereich der Kognitionen: Wie Abschnitt 3.3.1 skizziert, lässt sich durchaus zeigen, dass auch die biologische Ebene zur Erklärung der hier thematisierten Probleme herangezogen werden kann und unter Umständen auch herangezogen werden muss, wobei zu bemerken ist, dass die Vorbehalte der Soziologie gegenüber biologischen Erklärungskomponenten noch drastischer ausfallen als gegenüber psychologischen. »To many sociologists, ›biology‹ and the ›social‹ are locked in an explanatory zero-sum game in which any ground ceded to the former diminishes the value of sociology« (Freese u. a. 2003: 234).

Sich den kognitiven Determinanten des sozialen Handelns – und damit auch der Psychologie – weiter zu nähern und sie zum Gegenstand der soziologischen Analyse zu machen, ist nicht zuletzt auch an den Befürchtungen gescheitert, damit eine unzulässige *Reduktion* des eigentlichen Untersuchungsgegenstands – der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung und Strukturierung – vorzunehmen und der Komplexität der sozialen Welt nicht mehr gerecht werden zu können.

Exemplarisch für diese Befürchtung stellen Eberlein und von Kondratowicz (1977) in einem gleichnamigen Sammelband die Frage »Psychologie statt Soziologie?«, in dem eine Reihe prominenter deutschsprachiger Sozialwissenschaftler Stellung zur »Reduzierbarkeit sozialer Strukturen auf Verhalten« nimmt. Gegenstand der Debatte des Bandes sind insbesondere das reduktionistische und das verhaltenstheoretische Programm nach Hummell und Opp (1971), die – nicht unprovokativ – argumentiert hatten, »daß sozialpsychologische Theorien zur Erklärung von (singulären) Ereignissen, mit denen sich Soziologen befassen, anwendbar sind, daß bei einer Konfrontierung von sozialpsychologischen mit soziologischen Theorien die soziologischen Theorien modifiziert werden müssen und schließlich daß aus sozialpsychologischen Aussagen auch neue soziologische Theorien ableitbar sind« (Opp 1977: 70; Hervorh. ausgelassen).

Ganz ähnlich argumentiert 25 Jahre später auch Paul DiMaggio (2002), der anhand von drei Schwerpunkten verdeutlicht, »Why Cognitive (and Cultural) Sociology Needs Cognitive Psychology«: Erstens kann die Psychologie empirisches Handwerkszeug bereitstellen, das dazu beitragen

³ Vgl. dazu auch die Debatte in der *Süddeutschen Zeitung* vom 19. Januar beziehungsweise 25. April 2006.

kann, klassische soziologische Probleme empirisch besser zugänglich zu machen. Zweitens können vor allem Theorien sozialer Kognition helfen, blinde Flecken in der soziologischen Theorie – DiMaggio nennt hier zum Beispiel Bourdieus Habitus-Konzept – aufzuhellen und drittens erlauben sie einen tieferen Einblick in sozial geprägte Informationsverarbeitungsprozesse (DiMaggio 2002: 275).

Wie schon Opp (1977) in Entgegnung des Vorwurfs der unzulässigen Reduktion komplexer sozialer Sachverhalte auf »einfache« psychologische Mechanismen deutlich macht, weist auch Knorr-Cetina (1981: 19ff) nachdrücklich darauf hin, dass Komplexität, entgegen der gängigen soziologischen Auffassung, nicht in erster Linie eine Frage zahlenmäßiger Größe oder räumlicher oder zeitlicher Ausdehnung ist, sondern sich vor allem durch die möglichen Wechselwirkungen der betrachteten Elemente eines Systems ergibt (vgl. auch Heckathorn 1989: 99f). Insofern lässt sich mit fortschreitenden Kenntnissen über die Determinanten des Handelns und Verhaltens – nicht zuletzt auch aufgrund neuer Methoden – kaum plausibel die Behauptung aufrecht erhalten, mit der Einbeziehung psychologischer Theorien in die soziologische Analyse würde grundsätzlich eine unzulässige Vereinfachung vorgenommen. Dies trifft besonders dann zu, wenn man sich, wie auch Opp (1977) anmerkt, auf ein Bild psychologischer Theorien bezieht, das schon den Forschungsstand am Ende der 1970er Jahre nicht korrekt wiedergegeben hat und mit den aktuellen Arbeiten und Erkenntnissen kaum noch etwas gemeinsam hat (vgl. Schwarz 1998). Aus denselben Gründen sieht auch Esser den Vorwurf des individualistischen Reduktionismus als ungerechtfertigt an und spricht vielmehr von einer »reduktive[n] soziologische[n] Erklärung kollektiver Sachverhalte« – einer »reduktive[n] Tiefenerklärung« (Esser 2000a: 12f).

Ausgehend von dieser Sicht auf frühe soziologische Arbeiten hat sich vor allem innerhalb der Psychologie die so genannte »soziologische Sozialpsychologie« als Forschungsgebiet etabliert, die sich großenteils mit dem Wechselspiel von Persönlichkeit und sozialen Strukturen befasst, wobei Persönlichkeit als Synonym für vergleichsweise stabile und andauernde kognitive Strukturen verstanden werden muss, zu denen etwa Werte, Einstellungen, Motive, Bedürfnisse, Überzeugungen und Ansichten zählen (House 1981; Stolte u. a. 2001). Diese soziologische Sozialpsychologie kann als psychologisches Äquivalent zu den von Knorr-Cetina (1981) angesprochenen mikrosoziologischen Theorien gesehen werden, die sich anders als die »herkömmliche« Sozialpsychologie nicht mit dem Einfluss

der sozialen Umwelt auf individuelle Psychologien zufrieden gibt, sondern darüber hinaus den Anspruch erhebt, auch Aussagen über gesellschaftliche – makrosoziale – Phänomene treffen zu können und sich deshalb auch selbst als eine Mikrosoziologie versteht (Stolte u. a. 2001: 388).

Die soziologische Sozialpsychologie geht folglich davon aus, dass stabile *soziale Strukturen* die *kognitiven Strukturen* der Akteure prägen, die dann wiederum durch ihr Handeln und Verhalten diese Strukturen verfestigen und die entsprechende soziale Ordnung reproduzieren (House 1981; Stolte u. a. 2001). Individuelle Unterschiede im Handeln und Verhalten lassen sich also als eine Ursache der sozialstrukturellen Umstände erklären und sollten folglich in der Empirie – zumindest bei hinreichend großen Stichproben – nicht arbiträr verteilt, sondern sozial strukturiert vorliegen (House 1981: 540).

Jedoch zeichnet sich die soziologische Sozialpsychologie durch eine starke Fokussierung auf die Prägung der kognitiven Strukturen durch soziale Strukturen aus, wobei die Nähe zu ausgereiften psychologischen Kognitionstheorien ebenso deutlich wird wie die Schwäche in Bezug auf die soziale Strukturierung (Callero 1991: 51). Darüber hinaus beschränkt sich dieser Forschungszweig auch in weiten Teilen auf die Frage, *wie* Akteure in Abhängigkeit umgebender sozialer Strukturen denken (DiMaggio 2002). In dieser Hinsicht kann die kognitive Soziologie beziehungsweise die Wissenssoziologie bedeutende weiterführende Impulse liefern. Seit Karl Mannheims wegweisenden Arbeiten vermag sie auch Aussagen darüber zu treffen, *was* Akteure in Abhängigkeit sozialer Strukturen denken und wie sie basierend auf diesen Kognitionen handeln und dadurch zur Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung beitragen (Mannheim 1929: 227–267, 1980: 79ff).

So kann die Position der kognitiven Soziologie im Vergleich zum Anspruch der Kognitionswissenschaften mit den einleitenden Worten von Eviatar Zerubavel (1997: 1) gut umschrieben werden:

»Why do we eat sardines yet never goldfish, ducks yet never parrots? Why does adding cheese make a hamburger a ›cheeseburger‹, whereas adding ketchup does not make it a ›ketchupburger‹? And why are Frenchmen less likely than Americans to find snails revolting? By the same token, how do we come to regard gold as more precious than water? [...] And how do we ›remember‹ things that happened long before we were born? In its present state, cognitive science cannot provide answers to any of these questions.«

Die Antworten auf diese Fragen lassen sich näherungsweise auch mit den Untersuchungen der soziologischen Sozialpsychologie geben, die diesen Vorgang als Wirkung sozialer Strukturen auf die Strukturierung der Kognitionen der Akteure beschreiben würde.

Zerubavel (1997) macht hingegen deutlich, dass eine solche Analyse aus soziologischer Perspektive allein aber nicht ausreicht beziehungsweise einem Mikro-Makro-Erklärungsanspruch nur in Ansätzen gerecht werden kann. Er weist darauf hin, dass eine Vermeidung beziehungsweise Auflösung der individuellen Kognition nicht durch einen kognitiven Universalismus ersetzt werden sollte. Allein die Tatsache, dass Kognitionen eine weit reichende Plastizität aufweisen und durch die soziale Umwelt geprägt werden, bedeutet nicht, dass dadurch ein grundsätzlicher Prozess der Homogenisierung stattfände. Im Gegenteil: Zerubavel betont, dass für die Soziologie auch immer die kognitiven Unterschiede und die Vielfältigkeit von Bedeutung sind, die sich in bestimmten *thought communities* niederschlagen, also in distinkten sozialen Einheiten, die auf je unterschiedliche Weise Kognitionen prägen und sie zu Konventionen machen, zum Beispiel in Religionsgemeinschaften, Vereinen, Berufen, politischen Parteien, Generationen oder Nationen (Zerubavel 1997: 9f).

Zerubavel (ebd.) plädiert deshalb für einen *komparativen* Zugang zu Kognitionen, der die Differenzen ebenso wie die Übereinstimmungen von Kognitionen aus unterschiedlichen *thought communities* hervorhebt. Erste Schritte in eine solche Richtung lassen sich vor allem im Schnittpunkt von Kultur und Kognition finden, mit dem sich die kognitive Anthropologie und die Ethnologie seit einiger Zeit befasst (D'Andrade 1981; DiMaggio 1997; Shore 1996; Sperber/Hirschfeld 2004). Für die kognitive Soziologie sind hingegen die Existenz unterschiedlicher kognitiver Strukturen sowie deren horizontale und vertikale Variabilität auch *innerhalb* einer Kultur von entscheidendem Interesse (House 1981: 542ff; Zerubavel 1997: 11).

Den Prozess der Prägung der Kognitionen durch beziehungsweise innerhalb einer *thought community* umschreibt Zerubavel in Anlehnung an Berger und Luckmann (1969) mit der primären und sekundären kognitiven Sozialisation, die insbesondere auch den Eintritt in die Sphäre der Inter-subjektivität erlaubt (vgl. Simpson 1980). Inter-subjektivität kann als unabdingbare Voraussetzung für eine sozial funktional erfolgreiche Sozialisierung angesehen werden, denn sie erlaubt – insbesondere mit Mitteln der Sprache – die Grenzen der eigenen Subjektivität zu überwinden und an den Kognitionen anderer Akteure teilzuhaben und die eigenen Kognitio-

nen anderen zuteil werden zu lassen (Cicourel 1973; Zerubavel 1997). Die Gebundenheit in einer Vielzahl von *thought communities* führt dabei zu einer multiplen sekundären Sozialisation und damit zu einer großen Bandbreite und Diversifikation der kognitiven Strukturierung, die zu mehreren kognitiven »Repertoires« und zu einer Art »kognitivem Pluralismus« führt (Zerubavel 1997: 17). Dieser Pluralismus ist trotz der starken Homogenisierungstendenzen zum Beispiel durch Massenmedien und Populärkultur wesentliches Kennzeichen moderner Gesellschaften und spiegelt auch deren zunehmende funktionale und strukturelle Differenzierung wieder (vgl. Sperber/Hirschfeld 2004).

Diese kognitiven sozialen Strukturen als akteursinterne Repräsentationen sozialer Ordnungen bedingen, wie und was Akteure denken. Sie dienen in zweifacher Hinsicht als Grundlage der weiteren Argumentation, insbesondere im ersten Schritt der Untersuchung: Erstens werden diesen Kognitionen in ihrer Funktion als Stifter einer gemeinsam geteilten Sinnwelt und als Voraussetzung für Intersubjektivität *Emotionen* zur Seite gestellt. Emotionen, so die Hypothese, ermöglichen die dargestellten Funktionen der Kognitionen in weiten Teilen überhaupt erst. Sie sind eine notwendige Komponente im Zusammenspiel von Kognitionen und sozialen Strukturen. Zweitens spielen diese kognitiven Strukturen eine bedeutende Rolle für die soziale Strukturierung von Emotionen. Liegen Kognitionen als eine wesentliche Entstehungsgrundlage von Emotionen in sozial strukturierter Form vor, liegt die Vermutung nahe, dass auch die daraus resultierenden Emotionen vergleichbare Strukturen aufweisen. Diesen Fragen wird in Kapitel drei ausführlich nachgegangen.

Neben diesen kognitiv-soziologischen Ansichten zum Problem, was Akteure in Abhängigkeit sozialer Strukturen Denken (und Empfinden) und wie dieses Denken (und Empfinden) selbst sozial strukturiert wird, besteht für mikrosoziologische und kognitive Ansätze nach wie vor das zentrale Problem der *Skalierung* auf größere soziale Zusammenhänge – auf die Makroebene und damit den eigentlichen Erklärungsgegenstand der Soziologie. Knorr-Cetina (1981: 25f) fasst die unterschiedlichen Möglichkeiten einer solchen Skalierung anhand von zwei Hypothesen zusammen: die der unintendierten Konsequenzen und die der Aggregation.

Die Hypothese der unintendierten Konsequenzen des Handelns geht nicht davon aus, dass sich Makrophänomene zur Gänze auf Mikroereignisse zurückführen lassen, sondern postuliert, dass Makrophänomene eine Folge der unintendierten (und intendierten) Konsequenzen von Mikroepi-

soden, insbesondere Handlungen und Interaktionen sind. Damit behaupten diese Ansätze die *Emergenz* sozial strukturierter Makrophänomene, die dementsprechend Qualitäten aufweisen, die die konstituierenden Elemente (Akteure) für sich allein nicht aufweisen – sie sind folglich mehr als die Summe ihrer Teile. Dieser Emergentismus geht in der Regel auch nicht davon aus, dass (bislang) nur unzureichende Erklärungen für diese neuen Qualitäten von Makroentitäten zur Verfügung stehen, sondern dass emergente Phänomene sich kategorisch nicht restlos auf Mikroereignisse zurückführen lassen und damit a priori unreduzierbar bleiben müssen (Heintz 2004; Sawyer 2001).⁴

Die Hypothese der Aggregation besagt hingegen, dass sich Makrophänomene aus der Aggregation und Wiederholung vieler gleichartiger Mikroereignisse zusammensetzen, wobei Mikroereignisse Handlungen, Verhaltensweisen und soziale Interaktionen bezeichnen. Die Aggregationsthese, die als radikalste Interpretation des *cognitive turn* in der Soziologie gilt, besagt demnach, dass alle Makrophänomene, mit denen es die Soziologie zu tun hat, beispielsweise Institutionen, Mobilitätsraten oder Einkommensunterschiede, logisch aus einer entsprechenden Analyse aller dafür relevanten Mikroelemente und -prozesse abgeleitet werden können (Knorr-Cetina 1981: 26).

Diese Sicht findet sich besonders in Randall Collins' Theorie der Interaktionsrituale, die vergleichbar auch von Jonathan Turner und im deutschsprachigen Raum vor allem von Hartmut Esser vertreten wird (Collins 1981/2004; Esser 1996; Turner 1988/2003; Turner/Collins 1989). Obgleich Makrophänomene aus dieser Perspektive die Struktur eines sozialen Systems charakterisieren, bleiben sie doch nichts anderes als Aggregate vergleichbarer und regelmäßiger Mikroepisoden. Soziale Strukturen sind dementsprechend bereits *inhärente* Eigenschaften dieser Mikrophenomene und entstehen nicht erst aus ihren Zusammenhängen (Knorr-Cetina 1981: 26).

Collins' und Turners Theorien sind auch deshalb für diese Arbeit von besonderer Bedeutung, weil in ihnen nicht nur die kognitiven, sondern auch die emotionalen Grundlagen der Aggregation und Strukturierung eine zentrale Rolle spielen, die im weiteren Verlauf der Arbeit noch näher erläutert und weiter aufgegriffen werden. So sieht etwa Collins eine zentrale Funktion der Emotionen darin, die aus Kognitionen resultierende Vielzahl

⁴ Vgl. zur kategorischen Unterscheidung zwischen Aggregation und Emergenz Wimsatt (2000).

von potenziellen Handlungsoptionen auf ein entscheidbares Maß an Alternativen zu reduzieren (vgl. Collins 1981: 994).

Aus ähnlichen Gründen wird auch Essers (1999) Ansatz »makrofundierter Mikroerklärungen« und »mikrofundierter Makroerklärungen« (Greshoff/Schimank 2003: 4) noch von Bedeutung sein. An ihm lässt sich exemplarisch zeigen, dass für die Erklärung der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung über Mikroepisoden und Aggregationshypothesen das Konzept der rationalen oder auch begrenzt rationalen Wahl allein nicht ausreicht. Essers methodologisch individualistische Theorie verfügt zwar über deutliche Querbezüge zu den kognitiven Strukturen der Akteure, berücksichtigt dabei aber die Funktion von Emotionen nur bedingt (Esser 2006/1999). Insofern stellt sie neben den hier dargestellten Ansätzen eine geeignete Möglichkeit dar, die Rolle von Emotionen im Handeln innerhalb der eingenommenen Mikrosichtweise weiter zu spezifizieren (vgl. Kapitel vier).

Knorr-Cetina (1981: 30ff) erweitert nun die Hypothesen der Aggregation und der unintendierten Konsequenzen um die der »Repräsentation«, mit deren Hilfe sie versucht, das Dilemma der ersten beiden Hypothesen aufzulösen. Dieses Dilemma besteht darin, dass einerseits *sämtliches* soziales Handeln in sozialen Mikrosituationen stattfindet, und dass andererseits diese Mikrosituationen untereinander und miteinander in Beziehung treten und unintendierte Wechselwirkungen hervorbringen, die sich wiederum auf das Handeln der Akteure auswirken. Die Hypothese der Repräsentation sucht einen Ausweg aus diesem Dilemma in der Annahme, dass die unintendierten Wechselwirkungen zwischen den Mikroepisoden in erster Linie von den Akteuren wahrgenommen beziehungsweise konstruiert werden und insofern primär als *kognitive Repräsentationen* existieren. Das Dilemma kann durch eine solche Annahme insofern aufgelöst werden, als dass die soziale Realität sich zwar aus Mikroepisoden zusammensetzt, gleichzeitig aber die Makrophänomene als *endogene* Faktoren dieser Mikroepisoden betrachtet und in Rechnung gestellt werden (ebd.: 31ff).

Demzufolge existieren soziale Strukturen, abgesehen von ihrer Verdinglichung und Reifikation, in erster Linie *innerhalb* des Akteurs und konstituieren sich durch strukturierte Denk- und Handlungsweisen.

»Aggregation [...] findet im Kopf des Handelnden statt und nicht auf einer davon abgehobenen Ebene des »sozialen Systems«, der »Lebenswelt« oder des »kommunikativen Handelns«. Ebenso, wie die »soziale Konstruktion der Wirklichkeit« immer und unreduzierbar eine Leistung jedes Individuums bleibt, besteht das Gesell-

schaftliche, das in sie eingeht, nicht in den objektivierten sozialen Strukturen oder Herrschaftsverhältnissen, sondern in deren subjektiver mentaler Repräsentation« (Fischer 1989: 28; vgl. Howard 1994).

Vergleichbar mit dieser Sicht auf soziale Strukturen sind auch die von Uwe Schimank postulierten Deutungs- und Erwartungsstrukturen (Schimank 2000) und ähnliche (repräsentationale) Positionen sind auch mit Blick auf soziologische *grand theories*, etwa die von Pierre Bourdieu und Anthony Giddens, zu erkennen. Bereits mehrfach ist darauf hingewiesen worden, dass Bourdieus Konzept des *Habitus* gut als analytisches Verbindungsglied zwischen individuellem Handeln und sozialer Strukturierung fungieren kann. Bourdieus Erklärungen für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung sind vor allem verinnerlichte und habitualisierte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Verhaltensmuster, die die Praktiken zwar strukturieren, jedoch nicht vollends determinieren. Sie sind vielmehr »Systeme dauerhafter und übertragbarer Dispositionen, [...] strukturierte Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren« (Bourdieu 1993: 98; zit. nach Heidenreich 1998). Durch das Habitus-Konzept lokalisiert Bourdieu die Strukturen der sozialen Welt im Akteur selbst und in dessen kognitiven Denk- und Wahrnehmungsstrukturen (DiMaggio 1997; Heidenreich 1998; Lizardo 2004).

Bourdieu unterscheidet dabei analog zu den skizzierten Prinzipien der kognitiven Strukturierung und der Aggregation zwei grundsätzliche Perspektiven auf den Habitus: Zum einen dient er ihm als Wahrnehmungs- und Kategorisierungsstruktur, zum anderen aber als eine generative Struktur des sozialen Handelns. Im Habitus findet sich die Koinzidenz von objektiven und internalisierten Strukturen, die die Illusion eines intersubjektiven Verstehens erzeugt (Lizardo 2004: 379). Insofern kann Bourdieus Habitus-Theorie auch als Integration eines psychologischen und soziologischen Strukturalismus verstanden werden, die den Habitus zugleich als subjektive und objektive (kognitive) Struktur charakterisiert.

Auf vergleichbare Weise lassen sich auch Giddens' Arbeiten interpretieren, der jedoch ein gänzlich anderes Strukturverständnis als Bourdieu zu Grunde legt. Bei Giddens (1984) wird die Dialektik, die bei Bourdieu subjektive und objektive Strukturen kennzeichnet, zur Dualität der Struktur, das heißt, soziale Strukturen bestimmen die Handlungsbedingungen und -möglichkeiten und werden gleichzeitig durch eben diese reproduziert (Giddens 1984). Soziale Ordnung entsteht Giddens zufolge aus der Reproduktion von Strukturen in der sozialen Interaktion und durch die Routini-

sierung des Alltagshandelns, die ihren Ursprung wiederum im »praktischen Bewusstsein« hat. Dieses praktische Bewusstsein umschreibt (im Gegensatz zum »diskursiven Bewusstsein«) streng genommen keinen Bewusstseinszustand, sondern bringt die Möglichkeit zum Ausdruck, dass gerade das Alltagshandeln häufig unbewusst abläuft, beziehungsweise die Grundlagen des Alltagshandelns dem Akteur nicht bewusst (diskursiv) zugänglich sind. Vielmehr handelt es sich bei diesem praktischen Bewusstsein um *allgemeine* und *sozial verteilte Wissensstrukturen*, die von einer hinreichend großen Anzahl an Akteuren geteilt werden und sich vor allem auf soziale Zusammenhänge beziehen. Zu diesen impliziten Wissensbeständen zählt Giddens zum Beispiel auch soziale Normen, Regeln und Konventionen (Cohen 1989: 27, 44).

Diese mikrofundierte Aggregationsmechanismen sind neben der Strukturierung der Kognitionen und den bereits erwähnten emotionalen Komponenten eine weitere Grundlage der Argumentation dieser Arbeit. Aufbauend auf dem darin enthaltenen Skalierungs- und Aggregationsverständnis kann die Berücksichtigung von Emotionen dazu beitragen, die Übersetzung kognitiver Strukturen in konkrete und regelmäßige Handlungs- und Interaktionszusammenhänge vorzunehmen. Die Bedeutung von Emotionen für das Handeln und die soziale Interaktion wird im zweiten und dritten Untersuchungsschritt in den Kapiteln vier und fünf auf Basis der hier entwickelten Aggregationsmechanismen eingehend analysiert.

Will man diese Perspektiven auf einige wenige zentrale Aussagen verdichten, um wie eingangs erwähnt eine Agenda für die weitere emotionstheoretische Analyse zu setzen, dann kann festgehalten werden, dass eine Reihe guter Argumente dafür spricht, soziale Strukturen (auch) im Akteur zu verorten und sie nicht – lediglich – als exogene Phänomene zu betrachten. Nahezu alle dargestellten mikroorientierten Arbeiten bestimmen die näheren Eigenschaften dieser akteursinternen sozialen Strukturen in den *Kognitionen* der Akteure und postulieren somit letztlich kognitive Strukturen, die sich zumindest äquivalent zu sozialen Strukturen verhalten beziehungsweise eben diese sozialen Strukturen *sind*. Unter Kognitionen werden dabei vor allem der mentale Gehalt, das heißt mentale Repräsentationen wie Überzeugungen, Ansichten, Absichten oder Vorstellungen, aber auch Prozesse wie zum Beispiel das Wahrnehmen, Entscheiden, Abwägen, Urteilen sowie die Speicherung und der Abruf von Informationen verstanden. Die soziale Umwelt – die Gesellschaft – strukturiert in diesen Fällen also die Kognitionen der Akteure. Da Kognitionen wiederum zentrale

Bestandteile des Handelns und Verhaltens sind, kann angenommen werden, dass diese subjektiven kognitiven Strukturen ebenfalls die Handlungen der Akteure strukturieren, die dann wiederum objektive soziale Strukturen schaffen beziehungsweise reproduzieren.

In diesem Sinn soll im Folgenden vor allem gezeigt werden, dass zur Aufrechterhaltung dieses Modells der Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung die Berücksichtigung von Emotionen und Affekten *unabdingbar* ist, wie zum Beispiel die Theorien von Collins und Turner gut zeigen und die deshalb der weiteren Argumentation bis zu einem gewissen Grad auch als Ausgangs- und Anhaltspunkt dienen. Emotionen wird in diesem Modell – wie erwähnt – die Funktion einer bidirektionalen Vermittlungsinstanz zwischen Handlung und Struktur zugeschrieben, die in gewisser Hinsicht eine *strukturelle und strukturierende Priorität vor den Kognitionen* genießt.

Es wird zum einen argumentiert, dass die soziale Umwelt nicht nur die Kognitionen, sondern auch die Affekte und Emotionen der Akteure strukturiert und zum anderen, dass die Strukturierung des Sozialen nicht nur über Kognitionen als Grundlage von Handlungen, sondern auch über Emotionen und Affekte als Handlungsgrundlage verläuft. Um die Positionen der soziologischen Sozialpsychologie und der kognitiven Soziologie noch einmal aufzugreifen, verdeutlicht diese Arbeit deshalb nicht nur, wie und was Akteure in Abhängigkeit von sozialen Strukturen denken, sondern auch wie und was sie in Abhängigkeit von sozialen Strukturen fühlen und empfinden. Aufgabe der folgenden Kapitel ist es deshalb immer auch, das Verhältnis von und die Wechselwirkungen zwischen Kognition und Emotion zu klären.

2.2 Emotionsforschung und Soziologie

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt ein kurzer Überblick über unterschiedliche Mikro- und Makroperspektiven soziologischer Theorien gegeben und ein integrativer kognitiver Theorieansatz skizziert wurde, der sich als Basis und Ausgangspunkt für die weitere emotionstheoretische Untersuchung eignet und sich durch die Betrachtung von Emotionen und entsprechenden interdisziplinären Theorieangeboten spezifizieren und erweitern lässt, gibt dieser Abschnitt zunächst einen Überblick über die Soziolo-

gie der Emotionen und formuliert anschließend eine interdisziplinäre Perspektive auf Emotionen, die den weiteren Analysen zu Grunde gelegt wird und darüber hinaus eine Kopplung mit den dargestellten Mikro-Makro-Transitionen erlaubt.

Die Soziologie hat in den vergangenen Jahren zunehmend erkannt, dass Emotion einen fundamentalen Bestandteil der *conditio humana* ausmachen. Lange Zeit galten Emotionen als »irrationale Störfaktoren« soziologischer Erklärungsbestrebungen, als Ausnahme, die die Regel eines ansonsten überwiegend rational und normativ motivierten und strukturierenden Handelns bestätigt. Heute wird zunehmend klar, dass besonders Emotionen sowohl für die individuelle – biologische und psychologische – Funktionalität als auch für die Funktion von zwischenmenschlichen Beziehungen und die Integrität größerer sozialer Einheiten von zentraler Bedeutung sind. In diesem Zusammenhang haben die soziologische und die sozialpsychologische Forschung in den vergangenen Jahrzehnten deutlich zeigen können, dass Emotionen keineswegs ein rein psychisches Phänomen darstellen, sondern in besonderem Maße von der sozialen Umwelt abhängen, in der sich ein Akteur bewegt.

Bei entsprechender Betrachtung zeigt sich, dass Emotionen nicht nur aus subjektzentrierter (das heißt psychologischer, biologischer, neurologischer), sondern auch aus gesellschaftlicher (soziologischer) Perspektive analysiert werden müssen, um einem umfassenden Verständnis dieses Phänomens nahe zu kommen. Dabei kann das Soziale nicht nur als ein wesentlicher Aspekt der phylogenetischen, ontogenetischen sowie aktualgenetischen *Entstehung* von Emotionen angesehen werden, sondern die Emotionen der Akteure üben einen ebenso maßgeblichen Einfluss auf die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung – des Sozialen – aus.

Erste, sporadische Andeutungen hinsichtlich einer solchen Bedeutung von Emotionen sind bereits bei den Klassikern der soziologischen Theoriegeschichte wie zum Beispiel Emile Durkheim (1897/1912/1930), Georg Simmel (1921), Max Weber (1922) oder Norbert Elias (1976) zu finden. Ohne eine umfassende Konzeptualisierung der Emotionen aus soziologischer Perspektive vorgelegt zu haben, offenbaren diese Soziologen sehr wohl in ersten Ansätzen die Bedeutung der Emotionen in Bezug auf die Wechselwirkungen individueller und gesellschaftlicher Phänomene. Inwieweit diese Theorien im Detail zur Entstehung der heutigen Emotionssoziologie beigetragen haben, soll hier jedoch nicht weiter thematisiert werden. Hervorragende Übersichten dazu finden sich in Beiträgen etwa von

Sighard Neckel (1991: 81–106, 121–145) (insbesondere Elias und Simmel), Jürgen Gerhards (1988a: 24–52) (vor allem Weber, Durkheim und Simmel), Helena Flam (2002a: 15–89) (Simmel, Weber und Durkheim) sowie Jack Barbalet (1998).

Möglicherweise hat jedoch nicht zuletzt Webers Abhandlung über den omnipräsenten Rationalisierungsprozess des Abendlands, und damit verbunden die Konstatierung eines Zurückweichens religiöser und emotionaler Einflussgrößen, dazu geführt, dass eben dieser Vormarsch der Rationalität im Gesellschaftlichen auch das Hauptinteresse vieler Soziologen in den folgenden Jahrzehnten bestimmt hat (Weber 1922). So haben vermutlich auch Talcott Parsons' Übersetzung des Weberschen Werks in die englische Sprache und die davon ausgegangene Adaption seiner Thesen innerhalb der US-amerikanischen Soziologie ebenso wie Parsons' (1951) eigenes Hauptwerk dazu geführt, die »affektive Neutralität« als einen zentralen Aspekt moderner Gesellschaften anzusehen. »Under the aegis of this conceptualization, emotion was regarded as not only irrational but pre-modern: such views became sociological conventions« (Barbalet 1998: 16).

Diese Konventionen brachen etwa Anfang der 1970er Jahre vor allem in der US-amerikanischen Soziologie auf, innerhalb derer sich seitdem eine differenzierte und überaus aktive Soziologie der Emotionen entwickelt hatte, die sich auch explizit mit der Rolle von Emotionen im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft befasst (vgl. Stets/Turner 2006). Diese Entwicklung und der heutige Stand der Emotionssoziologie sollen im Folgenden mit Blick auf die weitere Vorgehensweise in Bezug auf

- die Entstehung von Emotion,
- die Rolle von Emotion im Handeln und Verhalten,
- die Bedeutung von Emotionen in der sozialen Interaktion sowie
- in der sozialen Strukturierung

herausgearbeitet werden.

Bedauerlicherweise nimmt die Emotionssoziologie bis heute nur in geringem (aber zunehmendem) Maße Kenntnis von Emotionstheorien anderer Disziplinen, allen voran der Psychologie, und verfügt selbst nur über ein rudimentäres Verständnis und bruchstückhafte Definitionen des eigentlichen Phänomens Emotion.⁵ Verfolgt man wie in dieser Arbeit das

⁵ Viele soziologische Emotionstheorien verzichten gänzlich auf eine Definition von Emotionen oder legen lediglich ein implizites Alltagsverständnis derselben zu Grunde.

Ziel, soziologische Emotionstheorien mit den Theorien anderer Disziplinen zu kombinieren, bedarf es jedoch unbedingt einer explizit formulierten und interdisziplinär tragfähigen Sicht auf Emotionen, die in Abschnitt 2.2.2 erarbeitet wird.

2.2.1 Soziologie der Emotionen

Nachdem Emotion als Forschungsgegenstand der Soziologie lange Zeit Residualkategorie geblieben war, stellt die Soziologie der Emotionen seit etwa drei Jahrzehnten eine sich rasch weiterentwickelnde Forschungsrichtung dar. Nach den wegweisenden initiiierenden Publikationen US-amerikanischer Soziologen wie Randall Collins (1975), Theodore Kemper (1978a), Arlie Hochschild (1979), David Heise (1979) oder Susan Shott (1979), die Emotionen als Gegenstand soziologischer Untersuchung wiederentdeckten, und der Einrichtung spezieller Emotionssektionen innerhalb der »American« (1986) und der »British Sociological Association« (1990), folgten auch andere Soziologen diesem Beispiel und entwickelten eigene beziehungsweise erweiterten die vorhandenen Theorien.⁶ Im deutschsprachigen Raum wurde die soziologische Emotionsforschung systematisch schon früh von Jürgen Gerhards (1986/1988a/1988b) aufgegriffen, der sich insbesondere mit den Ansätzen von Kemper und Collins, aber auch mit Hochschild (Gerhards 1988c) auseinandersetzte. Beiträge von Gerhard Vowinkel (1983/1989), Wolfgang Dunkel (1988) oder Volker Eichener (1989), die sich auf spezifische Aspekte von Emotion und Gesellschaft, wie zum Beispiel das Verhältnis von Emotion und Erwerbsarbeit konzentrieren, datieren ebenso wie ein erster deutschsprachiger Sammelband (Schumann/Stimmer 1987) auf Mitte bis Ende der 1980er Jahre.

Die seit der sprunghaften Entwicklung Mitte der 1970er Jahre entstandenen emotionssociologischen Arbeiten können in Abgrenzung zu vorhandenen klinischen, neurologischen oder psychologischen Theorien als »interaktive« Ansätze bezeichnet werden, die im Grunde auch denjenigen Fragen nachgehen, denen sich die Soziologie seit jeher (allerdings nicht

Selbst Arlie Hochschild (1983) definiert ihr Verständnis von Emotionen erst im Anhang ihres Buches.

⁶ Übersichten zu ersten Theorien finden sich bei Denzin (1984), Gordon (1981), Scheff (1983) und Thoits (1989).